

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

211 (10.9.1921) Die Mußestunde

Mus Welt und Wissen

Die kluge Schildkröte. Daß die Schildkröte nicht so un-intelligent und phlegmatisch ist, wie man allgemein annimmt, zeigt die folgende Geschichte, die Londoner Wäiter erzählen. 26 Jahre lang lebte eine Schildkröte in Ruhe und Frieden in einem Garten zu Portsmouth. Ihre Besitzerin widmete dem Viebling manche Stunde und lehrte ihn, auf den Namen Joe zu hören. Wenn nun auch die Schildkröte nicht wie ein gutgezogener Hund mit dem Schwanz wackelte, so tat sie doch alles, was eine Schildkröte nur tun kann, sie wackelte nämlich bei der Nennung ihres Namens mit dem Kopf. Vor einigen Tagen war Joe verschwunden, und die verzweifelte Herrin des gelehrten Tieres wandte sich an die Polizei. Sie beschrieb einem Detektiv ihren Liebling und bemerkte: „Wenn man zu ihr sagt „Hallo, Joe!“, steck sie den Kopf heraus und wackelt damit“. Der Detektiv suchte nun ganz Portsmouth nach dem Tiere ab und fand in einem Laden einige Schildkröten, von denen die eine ganz wie Joe ausah. Er trat hinzu und rief: „Hallo, Joe!“, worauf das kluge Tier sofort mit dem Kopf aus dem Gehäuse herausschoß und heftig damit wackelte. Der Detektiv stellte fest, daß Joe von einem Manne, der ihn angeblich auf der Straße gefunden haben wollte, an den Ladenbesitzer verkauft worden war, und das Tier wurde im Triumph seiner Herrin zurückgebracht.

Die Fruchtbarkeit der Tiere. Die Statistiker des britischen Ackerbauministeriums beschäftigten sich kürzlich damit, die Fruchtbarkeit der einzelnen Tiere festzustellen und fanden dabei daß das in dieser Hinsicht sprichwörtlich gewordene Kaninchen von den in England so häufigen Motten noch weit übertrumpft wird. Nach Angaben dieser Statistiker würde ein Paar Motten, das sich drei Jahre hindurch ununterbrochen vermehrt, 300 Millionen Nachkommen haben. Es ist daher ein wahres Glück, daß nur der geringste Teil unter dieser reichen Nachkommenschaft am Leben bleibt. Ein Kaninchenpaar dagegen, das sich ebenso ununterbrochen dem Geschäft der Vermehrung hingeben könnte, würde es in derselben Zeit nur auf 12 718 000 Nachkommen bringen. Ein gewöhnlicher weißer Schmetterling aber würde innerhalb von drei Jahren wenigstens 1000 Millionen Kinder bekommen können. Außerdem hat der Elefant innerhalb von 10 Jahren nur ein Baby. Hier liegen wohl die Höchstleistungen und die Mindestleistungen der tierischen Fruchtbarkeit.

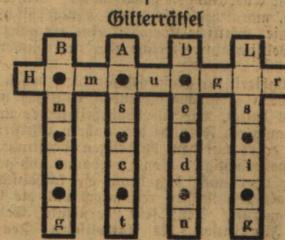
Milchconservierung durch Soda. Nach einer Mitteilung in der „Molkereizeitung“ wurde in Jena ein großangelegter Versuch gemacht, saure Milch durch Behandlung mit Soda der Verdauung als Frischmilch zu erhalten. Es wurde dabei chemisch reine kristallisierte Soda angewendet, die zu 358 Gramm in einem Liter Wasser enthalten war. Ein Liter dieser Lösung vermag einen Kubikmeter = 100 Liter Milch um einen Säuregrad nach Soxhlet herabzusetzen. Grundsätzlich wurde nicht unter 5 Grad Säure nach Soxhlet herabgesetzt. Die Menge der alkalisierten Milch war höher, besonders die der normalen. Als Hauptfaktor für die Haltbarkeit erwies sich eine gute Kühlung, die schon in den Doffammelstellen einsetzten muß. Die Haltbarkeit der alkalisierten Milch war um 15 Stunden verlängert. Die Enzyme der Milch wurden durch die Alkalisierung nicht zerstört, jedoch waren sie in ihrer Wirkung um circa 10 Minuten verzögert. Klagen über Erkrankungen nach Genuss der alkalisierten Milch wurden weder von den Kinderkliniken, noch von Seiten praktischer Ärzte gehört. Es scheint, daß wir in dem Verfahren einen guten Notbehelf haben, um auch in der heißen Sommerzeit die Versorgung der Bevölkerung mit Frischmilch zu sichern. Dr. H. F.

Sprüche

von Friedrich Theodor Visser.
Freue Dich an Formen, Tönen,
Lauten, wenn ein Dichter spricht,
Habe deinen Geist an Schönen,
Nur Schöngestirbe werde nicht!
Das Leben ist schwer, das will Bedacht;
Vor dir besonders nimm dich in acht!
Was schilt von ungerader Bahn,
Bewahrt vor Lügen und Krügen?
Lüg allererst dich selbst nicht an,
Wirft andere nicht belügen.
Jung sein ist Glück und vergeht wie Dunst,
Jung bleiben ist mehr und ist eine Kunst.
Wenn Gift und Galle die Welt dir heut
Und du möchtest das Herz dir gesund bewahren;
Nach anderen Freude! Du wirst erfahren,
Daß Freude freut!

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Ged. u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luffenstraße 24.

Rätsellecke

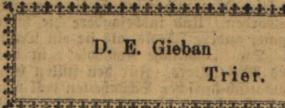


Um Wörter zu bilden, sind statt der Punkte einzufügen: a, b, c, e, h, i, n, r, s, t.

Rechnungsaufgabe

Ein Hase wird von einem Hunde verfolgt; der Hase hat 100 Sprünge voraus und macht jedesmal 6, wenn der Hund 5 macht. Dagegen reicht aber der Hund mit 7 Sprüngen eben so weit, als der Hase mit 9. Wie viel Sprünge wird der Hase noch machen können, ehe der Hund ihn einholt?

Besuchstariensrätsel



Wer den Beruf des Inhabers dieser Anschrift wissen will, muß die einzelnen Buchstaben umstellen, wobei aber alle Buchstaben Verwendung finden müssen. Es ergibt sich dann eine mit „T“ beginnende Berufsbezeichnung.

Buchstaben-Rätsel

Mit „a“ sieh ich gar oft in dir!
Mit „u“ liegst du gar oft in mir! R. P.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 35. Woche

Wiberrätsel:

Faule Vallen und morische Vretter
Geben kein Haus für Sturm und Wetter.

Metamorphosenaufgabe: Bonn, Bonn, Bahn, Laun, LaCh.

Neimergänzungsrätsel: Die Reime der Pomborschen Verse lauten: laub, Gras, Traub, Glas, vögelein, begonnen, verjonnen, mich hinein.

Rätsel: Paul — Paula.

Richtige Lösungen sandten ein: Anton Lauffe, Ernst Kraus, Friedrich, Hermann und Max Weiß, Hella Daniel, Karlsruhe, Adolf Quenzer-Bulach, Gustav Still, Baden-Baden.

Wiß und Humor

Der letzte Wunsch. „Sie sind zum Tode verurteilt, Angeklagter, haben Sie noch einen Wunsch?“ — „Zwei sogar. Herr Gerichtshof, erstens möchte ich in eine Lebensversicherung eingekauft werden und zweitens nach meinem Tode feziert werden, damit man gewiß weiß, woran ich gestorben bin!“

Gewendete Sprichwörter

Jeder rechtschaffene Mann trägt jetzt einen Rock oder Paletot, der mehrfach gewendet worden ist. Und es muß ihm aufgefallen sein, daß immer die andere Seite die bessere ist. Warum soll es mit der Weisheit anders sein!

Hier zum Beispiel einige gewendete Sprichwörter:

Die Taube in der Hand ist besser als der Sperling auf dem Dache.
Es läßt sich nichts so schwer ertragen, wie eine Reise von schlechten Tagen.

Was ich nicht weiß, macht mich heiß.
Oder: Was ich weiß, läßt mich kalt.
Suchet nicht, so werdet ihr finden.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer das ist.
Not lehrt fluchen.

Im Anfang war das Schweigen.
Die Armut allein macht nicht glücklich.
Was du nicht willst, das dir man tu, das füge allen andern zu.

Victor Auberlin im „V. L.“

Die Musikstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche

Karlsruhe, den 10. September

1921

Welches das Rechte?

Hart gegen dich
Und hart gegen andre. —
Geh hin und wandre
Und milde dich!

Weich gegen dich
Und weich gegen andre. —
Geh hin und wandre
Und stähle dich!

Weich gegen dich
Und hart gegen andre. —
Ruh! Weit fort wandre
Und beste dich!

Hart gegen dich
Und weich gegen andre. —
Schon gut; doch wandre,
Sieh scharf um dich!

Friedrich Theodor Visser.

Die Billardpartie

Von Alphonse Daudet.*)

Da man sich seit zwei Tagen schlägt und weil sie die Nacht selbstmarmäßig und unter strömendem Regen verbracht haben, sind die Soldaten erschöpft. Dennoch sind es nun drei tödlich lange Stunden, die man sie Gewehr bei Fuß umherstehen und vor Kälte vergeblich läßt, in den Pfützen der Chauffeen, in dem Schlamm der aufgeweichten Felder.

Vor Müdigkeit abgestumpft, nach durchwachten Nächten, die Uniformen vom Regen durchtränkt, drängen sie sich eng zusammen, um sich zu erwärmen, sich aufrecht zu halten. Manche schlafen im Stehen, auf den Tornister eines Nachbarn gestützt, so daß Mattigkeit und Ermüdung sich um so deutlicher auf diesen schlaffen, in Schlaf gekunkelten Gesichtern abzeichnen. Regen, Schmutz, kein Feuer, kein Essen, der Himmel niedrig und schwarz, der Feind ringsum. Es ist schrecklich.

Was ist zu tun? Was geht vor?

Die Geschütze, die Mündungen dem Walde zugewandt, scheinen nach etwas auszuspähen. Die im Hinterhalt aufgestellten Mitrailleusen blicken starr zum Horizont. Alles ist angriffsbereit. Warum greift man nicht an? Worauf wartet man?

Man wartet auf Befehle, und das Hauptquartier schickt keine.

Es ist indessen nicht weit, das Hauptquartier. Es befindet sich in jenem schönen Schlosse im Stile Ludwigs 13., dessen rote, vom Regen abgewaschene Ziegel auf halber Anhöhe durch den Park leuchten. Hinter einem breiten Graben und einer steinernen Mauer, die sie vom Wege trennen, steigen die Rasenflächen, überall gleich dicht,

*) Diese Skizze bezieht sich auf den Krieg 1870/71. Im Weltkrieg 1914/18 befand sich kein Hauptquartier in der Feuerlinie.

grün, von Blumenbasen umsäumt, ganz gerade zu der Freitreppe empor. Auf der andern Seite, der Rückseite des Hauses, bilden Buchenpänge leuchtende Bänke, das Wasserbecken, in dem Schwäne umherzuwimmeln, breitet sich wie ein Spiegel aus, und unter dem pagodenartigen Dach eines mächtigen Vogelhauses, aus dem scharfe Schreie in das Laubwerk dringen, schlagen Pfauen und Goldfasanen mit den Flügeln und bilden das Rad. Obwohl die Besitzer fort sind, fühlt man nichts von der Verlassenheit des Krieges. Alles strahlt, alles ist friedlich. Wahrlich, ohne die Fahne, die am Dachfirst flattert, ohne die beiden Schildwachen vor dem Tore würde man niemals glauben, im Hauptquartier zu sein. Die Pferde ruhen in den Ställen. Hier und da trifft man Offiziersburschen in leichter Uniform, die am Eingang der Küche umherstreifen, oder einen Gärtner in roter Hose, der ruhig seine Harke durch den Staub der großen Höfe zieht.

Der Speiseaal, dessen Fenster zur Freitreppe hinausführen, läßt eine halb gedeckte Tafel erkennen, entforzte Flaschen, trübe und leere Gläser, die sahl auf dem zerkrümelten Tisch stehen, kurz, wie es aussieht, wenn das Mahl beendet und die Gäste davongegangen sind. Im Nebenraum hört man Stimmenschall, Gelächter, rollende Bälle, klirrende Gläser. Der Marschall ist dabei seine Partie zu machen, und darum wartet die Armee auf Befehle. Wenn der Marschall seine Partie begonnen hat, kann ruhig der Himmel einfließen, nichts auf der Welt könnte ihn hindern, sie zu beenden.

Das Billard!
Das ist die Schwäche dieses „großen“ Kriegsmanns. Da steht er, in großer Uniform, die Brust mit Orden bedeckt, das Auge glänzend, mit glühenden Wangen, von der Mahlszeit, dem Spiel und dem Grog angeregt. Seine Adjutanten umgeben ihn, eifrig ergeben, bei jedem seiner Stöße vor Bewunderung außer sich geratend. Wenn der Marschall einen Ball macht, strömen sich alle zur Tafel; wenn der Marschall Durst hat, wollen ihm alle den Grog bereiten. Das ist ein Beknisten von Epauletten und Helmbüscheln, ein Klirren von Orden und Schnüren, und der Anblick all dieser verbindlich lächelnden Mienen, dieser feinen Höflichkeit, Aufmerksamkeit, so vieler Stickerien und neuer Uniformen in diesem hohen, eichengefärbten Saal, alles das lenkt ab von jenen schmutzbedeckten Soldaten, die dort unten an den Regen entlang vor Kälte vergeblich und unter dem strömenden Regen düstere Gruppen bilden.

Der Partner des Marschalls ist ein kleiner Generalstabshauptmann, geknirrt, sorgfältig frisiert, weiß behandelt, ein Meister am Billard und fähig, alle Marschälle der Welt zu erledigen, aber er weiß sich in respektvollem Abstand hinter seinen Chef zu halten und befehligen sich nicht zu gewinnen, aber auch nicht leicht zu verlieren. So etwas nennt man einen Offizier von Karriere.

Aufgemerkt, junger Mann, halten wir uns gut! Der Marschall hat fünfzehn und du zehn. Es handelt sich darum, die Partie so zu Ende zu führen, und du wirst mehr für dein Avancement getan haben, als wenn du draußen bei den andern wärst, unter diesen Regenbächen, die den Horizont verbüffern, und deine schöne Uniform beschmutzt, das Gold deiner Schnüre trübtest und auf Befehle wartetest, die nicht kommen.

Die Partie ist wahrhaft interessant. Die Bälle rollen, schneiden sich, kreuzen die Farben. Die Wanden prallen gut, das Tuch wird warm. . . . Wärrlich zuckt ein Konno

Dante und sein Werk

Von J. Kluge.

nenichlag am Himmel auf. Ein dumpfes Geräusch macht die Fenster scheitern erklingen. Jedermann erzittert; man blickt sich unruhig an. Nur der Marschall hat nichts gesehen, nichts gehört: über das Billard gebeugt, ist er dabei, einen wundervollen Würdige zu kombinieren: das ist seine Stärke, die Würdige!

Aber da — ein neuer Blick, dann ein anderer. Die Kanonenschiffe folgen einander, überfließen sich. Die Adjutanten laufen an die Fenster. Sollen die Kreuzen angreifen?

„Gut, mögen sie angreifen!“ ruft der Marschall, die Aeneas freudend. „Sie sind dran, Hauptmann.“

Der Generalkapitän schaudert vor Bewunderung. Der auf einer Lafette eingeschlossene Turm ist nichts neben diesem Marschall, der zur Stunde der Schlacht so ruhig vor seinem Billard steht. . . . Währenddessen verdoppelt sich das Tosen. In die Kanonenschläge mischt sich das Weihen der Mitrailleur, das Rollen des Kleinwaffenwehres. Moler Duqm mit schwarzen Mäandern fliehet am Ende der Weisen auf. Das ganze Kartinnere ist eingebüllt. Die erschreckten Frauen und Mädchen schreien im Pulverdampf. Die arabischen Herde, die den Duqm wittern, bäumen sich in den Ställen. Das Hauptquartier beginnt sich zu regen. Derselben über Develschen. Die Eilboten kommen mit verhängten Zügeln angaloppiert. Man ruft den Marschall.

Der Marschall ist unnahbar. Wenn ich auch noch versichere, daß nichts ihn hindern könnte, seine Partie zu vollenden!

„Sie sind dran, Hauptmann!“

Aber der Hauptmann ist zerstreut. Das kommt davon, wenn man jung ist! Da verliert er den Kopf, vergräbt sein Spiel und macht Schlag auf Schlag zwei Serien, so daß er beinahe die Partie gewonnen hat. Diesmal wird der Marschall wütend. Ueberrückung und Zorn leuchten auf seinem Gesicht. Gerade in diesem Augenblick laßt ein Reiter gestreckten Laufes in den Hof hinein. Ein kollektivierter Adjutant erzwingt den Eingang, bringt mit einem Satz die Freitreppe hinauf und ruft: „Marschall! Marschall!“

Man hätte denken sollen, wie der empfangen wurde: Schraubend vor Zorn und rot wie ein Mahn erscheint der Marschall am Fenster, die Billardquene in der Hand und schreit: „Was ist denn los? . . . Was gibts? . . . Wird denn hier nicht Wache gehalten?“

„Aber, Herr Marschall . . .“

„Es ist gut . . . gleich . . . man erwartet meine Befehle.“

Und das Fenster fliehet bestig zu. Da stehen sie, die armen Leute. Der Wind jagt ihnen Regen und Salvenfeuer ins Gesicht. Ganze Bataillone werden vernichtet, während andre zwecklos, Gewehre im Arme, verharren, ohne sich über ihre Untätigkeit Rechenschaft geben zu können. Nichts zu machen. Man erwartet Befehle. . . . Jambohl, Befehle, aber, da man keine Befehle gebraucht, um zu sterben, fallen die Leute zu Hunderten hinter den Gebüsch, in den Gräben gegenüber dem großen, schweigenden Schlosse. Schon gefallen, werden sie weiter zerrissen, und aus ihren offenen Wunden fließt leise das Blut. . . . Dort oben im Willardloal geht es ebenso heiß her: der Marschall hat seinen Vorsprung wieder, aber der Meine Hauptmann wehrt sich wie ein Löwe. . . .

Siebzehn! Achtzehn! Neunzehn!

Kaum hat man Zeit die Punkte anzuschreiben. Der Rärm der Schlacht kommt näher. Der Marschall spielt für zwei: Schon schlagen Granaten im Park ein. Da plakt eine über dem Teiche. Der Wasserpiegel kränzelt sich. Ein Schwam schwimmt von der Furcht gejagt, in einem Wirbel blutiger Federn. Das ist der letzte Schlag. . . .

Blüßlich ist alles rubig. Nur der Regen, der auf die Pregel fällt, ein wirres Rollen unten am Abhang, und über die aufgeweichten Wege eilt es dahin wie das Getrappel einer flüchtigen Herde. . . . Das Meer ist in voller Flucht. Der Marschall hat seine Partie gewonnen. . . .

In diesen Septembertagen feiert Italien und mit ihm die gesamte Kulturwelt den sechshundertsten Geburtstag des größten italienischen Dichters. Die offiziellen Vertreter der Wissenschaft und der Dichtung, gelehrte Gesellschaften und Schulen, ja selbst die Männer der katholischen Kirche rufen zu einem würdigen Gedenken auf den gewaltigsten aller mittelalterlichen Künstler. Eine knappe Darstellung des Lebens und Schaffens des vorzüglichsten Dichters dürfte aus diesem Anlaß wohl willkommen sein.

Dante, der den Familiennamen Alighieri führte, wurde im Mai 1265 als Sproß eines alten Florentiner Geschlechtes geboren. Er erhielt eine gelehrte Ausbildung und trat schon früh in die politischen und diplomatischen Dienste seiner Vaterstadt. Doch eine Idylle, oder auch nur eine regelrechte berufliche Tätigkeit war ihm als Politiker keineswegs beschieden. In Florenz spielten sich am politischen Untergrunde ununterbrochen politische Machtkämpfe ab. Gewaltige Klassenfeindlichkeiten zwischen Patriziern und Bürgern, wie solche auch aus den deutlichen mittelalterlichen Stadtrepubliken nicht unbekannt sind. Hinzu kam noch der große, durch lange Kämpfe ausgeprägte Gegensatz zwischen Papsttum und Kaiserthum. Zwei Faktoren, die damals um die politische Herrschaft miteinander rangten.

In diese Kämpfe wurde Alighieri bereits als vierundzwanzigjähriger verstrickt. Er spielte in sein ganzes Leben hinein und beeinflussten dieses bis zu seinem Tode in entscheidender Weise. Als innerhalb seiner Vaterstadt die von den päpstlichen unterführte Gruppe die Oberhand gewann, wurde neben vielen andern auch Dante zu vorübergehender Verbannung und Vermögenskonfiskation verurteilt. In Bunde mit Gie agierten unternahm er später einen Angriff auf Florenz, doch scheiterte dieser und das erste Urteil wurde nun auf Lebenszeit verlängert. Dante wanderte als Geächteter im Lande umher, ertrug viel Verzeleid, Kummer und Ungemach (seine Gattin und zwei Kinder starben an der Pest) und fand schließlich im 1315 in Ravenna ein Asyl. Hier starb er dann als bereits herannahender Dichter am vierzehnten September 1321 im Alter von 56 Jahren. Fast zwanzig Jahre währte die Fluchtlings- und Sorgenzeit des aus seiner Heimat durch päpstlichen Machtanspruch Verbannten.

In diesen zwanzig Jahren der Sorge und Not schuf der Dichter seine unsterblich gewordenen Werke. Zuerst einige, heute weniger bekannte Dichtungen; vor allem eine solche zu Ehren seiner Jugendliebe, Beatrice der Portinari, ferret, poetische und sprachliche Arbeiten und schließlich in den Jahren vor dem Ausbruche seines heroischen und bitteren Lebens sein Hauptwerk, die unsterbliche „Göttliche Komödie“.

Die „Göttliche Komödie“ ist eine grandiose Traumparaphrase; eine Verkörperung von nicht weniger als vierzehnhundert Jahren (siehe Nummer Neclam). In dieser gewaltigen Vision führt uns die Phantasie des Dichters in das gesamte christliche Weltzeitalter. Und zwar erst in die Hölle, dann in das läuternde Feuer der Purgatorien und zuletzt ins Paradies. In allen Einzelheiten schildert der Dichter auf diesem langen weichen Wege das Geschehene. Erst all die verschiedenen Stände in ihren Qualen, dann die Läuterung im Feuerberg und schließlich die himmlische Pracht im Paradiese. Daneben begegnen wir manchen historischen Gestalten, denen der Dichter ihren Platz anwies, und auch die im Vordergrund seiner Zeit gestandenen Genossen fehlen nicht.

Sa, neben den poetischen Werken und den irischen Schönheiten, wie letztere uns insbesondere aus den Nebenlagen der Ehebrecherin und aus den Szenen und Gesängen im Paradiese entgegenleuchten, besitzen gerade die mit den geschichtlichen Personen geführten Gespräche hohen Wert. Scharf doch in ihnen der Dichter die gesamten damaligen Verhältnisse von Staat und Kirche, Kaiserthum und Papsttum, wie überhaupt alle irgendwie gewichtigen Fragen der Zeit. Scharf und rücksichtslos wird an vielerlei Dingen, nicht zuletzt den päpstlichen und kirchlichen Ausartungen (deren hervorragende Vertreter als Verdammte in der Hölle erscheinen), Kritik geübt, so daß schließlich diese Partien der Dichtung zu einem umfassenden Zeitgemälde wurden. Alles, was sich im Kopfe dieses Großen wiederpiegelte was ihm im Leben begegnete, was ihm Erkenntnis wurde, fand in dem durchaus nicht komödiantischen Werke seinen Niederschlag. Und so ist das gewaltige Werk nicht die poetisch-philosophische Eigenbedeutung eines über den Parteien stehenden Phantasten geworden, sondern ganz und gar das lebensvolle Werk eines herben Zeitbeurteilers mit all seinem Schmerz, seinem Haß und seiner Liebe.

Neben der Zeitdarstellung ist in der „Göttlichen Komödie“ vieles symbolisch gemeint, und die Bezeichnungen sind sich noch heute, nach sechs Jahrhunderten, nicht über die tiefste Bedeutung dieses Werkes einer gewaltigen tragischen Seele einig. Zumal sehr

vieles darin in Andeutungen gehalten ist. Doch ob man das Werk politisch, moralisch oder philosophisch deutet; auf alle Fälle ist die „Göttliche Komödie“ eine der ganz großen Dichtungen der Weltliteratur. Solche aber sind immer schwer ganz auszubedenken.

Dante Alighieri, der große Florentiner, dessen ernste Bronzemaske ob ihrer eindrucksvollen Anfröhe uns allen fest im Gedächtnis haften, war ein Wahrheitsliebender und Kämpfer. Er war aber auch ein Freund des wahren Christentums. Kein Wunder, daß er es mit dem damaligen Papsttum verband und durch den Bevollmächtigten Roms verbannt und geächtet wurde. Kein Wunder aber auch, daß heute die katholische Kirche den Dichter stolz als den ihrigen reklamiert und die Gläubigen zu seiner Feier aufruft. Denn sein berühmtes Gedicht ist eine schmerzvolle Illustration des katholischen Bessensgedanken, wie dieser seit alters her gelehrt wird.

Und die Angriffe, die der Gewaltige unerschrocken gegen Päpste und Kirchenlehrer richtete? Sie seien, so sagt eine unlangst erschienene päpstliche Kundgebung, aus den Zeitumständen und den schmerzlichen Wechselfällen seines Lebens zu erklären. — Römische Verlegenheitsworte, für welche der individuelle Geist entweder ein Dornen oder ein Rasen haben würde!

Und was hat uns Zeitgenossen dieser romantische Klassiker des vierzehnten Jahrhunderts zu sagen? Was insbesondere den breiten Massen des Volkes, den „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ in allen Schichten? Nun, vieles von dem, was Dante bewegte, was sein Herz und seine Seele tragisch machte, ist uns fremd geworden. Und insbesondere die kämpfende Arbeiterschaft hat ganz andere Ideale, als sie ein Dante kannte.

Dennoch! Die „Göttliche Komödie“ ist das lebendigste Weltgedicht des Mittelalters. Für den stillen Genießer sprachlicher und dramatisch-lyrischer Schönheiten voll von Erhabenheiten. Sie ist ein Tribunal, vor das der Dichter Welt und Zeit, Priester und Könige, Weisheit und Narren, Heilige und Heiden forderle. Ein Buch voll Kampf und Glauben. — Den auch der Mann im rauhen Werktagrod in diesen Tagen grüßt.

Für unsere Frauen

Frauen

Frauen, ihr wandelt alle im gleichen Land, habt ihr Stunden zum Gähnen und Träumen, oder seid ihr hart ins Joch der Arbeit gespannt und dürft keines Morgens Wehr verjäumen.

In eures Lebens Wachstum schmiegte sich die Kindheit an, und ihr werdet im Kinde jung und schreiet in Kinderjahren, wenn für den Mann längst schon die Not und der Kampf begann hütet ihr liebend werdetes Leben vor allen Gefahren.

Ich sehe euch wandeln, ein weises Meer von Wäutern, heilig und stark im Lieben und Geben. Noch dort, wo keine Liebe mehr lebt, keine Freude mehr, verändert ihr unentwegt und hoffend das Leben.

Und ich, ein Kind der Erde und glücklich im Mutter Schoß glaube: an eurem allmütterlich-menschlichen Wesen schafft sich die Erde neu und groß. Wird einst die Welt geboren.

Werner Waß.

Granatapfelter 1/4 Pfund 10 Mart

Von Paul Haupt.

Hinter der breiten, prägnanten Schaufensterfronte, inmitten von Porzellan- und Kristallgeschäften mit feinstem Konfekt und feinsten Schokoladen gefüllt, steht das Schild: „Feinste Granatapfelter, 1/4 Pfund 10 Mart. Könn thronen es auf den Granatapfelter“ draunen, schokoladenüberzogenen Mandelstüchchen oder so etwas ähnliches.

Abends, wenn die Sonnenröhre nicht mehr so toll über Asphalt und Steinen liegt, promenierte die gutgekleideten, gelangweilten „besseren“ Damen und Mädchen, die noch irgendwas in der Stadt zurückhält, durch die reiche Geschäftstraße, mädeln hier vor dem Schaufenster, kaufen da und dort. Reflekieren meist. So seien Granatapfelter bei verwöhnten Jungen sehr beliebt, hat mir der Scherzbesessene, der an der Kasse im „Granatapfelterladen“ pardon „Feinsten Konfektverpackung“ (eigene Schokoladenfabrik), lüch, verraten.

Auf dem hohen Drehschemel hinter der eleganten Mahagonitische hoch er Tag für Tag, streicht das Geld meist aus wohlgeputzten Händen mit einem höflichen „Danke sehr“ ein „Bitte sehr“ wieder hin. Manches Mal, wenn er das schöne Wort „Granatapfelter“ auf einem Zettel liest, kommt ihm ein Erinnerung.

Die breite, sonnendurchflutete Straße weitet sich zu weiter, kalksteinlaufender Landstraße. Statt der Häuser stehen nie-

dere, in der Sommerhitze schmerzhaft blendende Kalkhügel an der Landstraße hoch, gräbendurchfurcht, trichtergerklüftet wie Zermittelhügel. In der flimmernden heißen Luft liegt eine brutale beklemmende Schwüle; Schwüle, nicht nur von der Hitze her. Im wolkenlosen Himmel stehen gelbe Striche, Fessellballons. Und wenn über die Landstraße, die ein weißer Staub, im Felde liegt, ein paar Feldgrauen, oder ein Wagen, wie gehetzt von einer unsichtbaren Kräfte dahinjährt, blint es an einem der Ballone auf. Jemand ein Abschied, Surren und Geulen durch die Luft, Verslen, ein schwarzer Keil haßt in die Straße, wirbelt eine Wolke weißen Staubes mit sich auf, wie wahrhaftig jagt der Wagen dahin, in Trichter und Gräben duden sich die Menschen. Ein feines, messerscharfes Singen, wenn die Wolke sich schon lüftet, zackige schwarze Klängen mit metallglänzenden Bränden haben in weitem Umkreis in die Straße ein — auch Granatapfelter.

„Ein halbes Granatapfelter bitte“, ruft die sonore, quagenärrige timmen des saft- und fettstrotzenden Chefs vorwärtsvoll den Einarmigen aus dem Rücken. Eine dicke, wohlgepflegte goldberingte Hand schiebt ihm nachlässig einen vielwertigen Geldschein hin. Er rechnet ab.

„Danke sehr — bitte schön, meine Dame.“

Das kleine Lehnmädchen mit den bleichen Großstadtkanonen und stets hungrigen Augen hält der Gnädigsten schon die Tüte bereit. Der Chef öffnet der guten Kundin, der besten Abnehmerin für seine Granatapfelter, selbst die Tür mit wohlgepflegter Verbengung. Sie rauscht hinaus, die Bekehrerin der Granatapfelter, deren sie täglich ein halbes Pfund kaufen kann, weil ihr Gatte nie die Granatapfelter (die anderen, draußen, die hühleren) Augen hörte. Der Chef äugt misrauisch zu dem Lehnmädchen hinüber, die mit begehrlischen Augen die Granatapfelter wieder appetitlich in der Schale ordnet. Dann streift er mit herablassendem Blick den Kriegsbeschädigten und geht in sein Privatkontor, um durch ein Guckloch das Mädel noch ungeführter beobachten zu können. Es erfüllt ihn jedesmal mit Genugtuung, dem Einarmigen einen wohlwollenden Wid zuwerfen zu können. Er leistet zwar nicht soviel wie ein zweiarmer Mensch aber — man weiß doch, was man dem Vaterlande und denen, die dafür gebietet haben, schuldig ist.

Lebenslust. Die Verkäuferin tritt auf die Straße, trippelt mit hastigen Schritten an dem Schaufenster entlang, will nachhause. Wie sie, um sich zu spiegeln, in das Fenster höst, fällt ihr Blick auf die Schale mit den Granatapfelter. Not überfliegt ihre Wangen, eilig will sie weiter.

„Fräulein 'n Augenblick.“

Der Chef winkt sie in den Hausflur. Sie wird noch röter, ägert, folgt dann zagenden Herzens seinem beselnden Anruf. Er muß durch die Hintertür hinausgegangen sein, auf sie gewartet haben.

„Dessnen Sie Ihre Handtasche!“

Puterrot drückt sie ihre Handtasche mit zitternden Händen an sich. Der Chef reißt ihr sie fort, öffnet sie und hält triumphierend eine gefüllte Konfektüte vor das Gesicht. „Granatapfelter. Das teuerste Konfekt. Wissen Sie, was passiert, wenn ich (mit entrückter Stimme): Ihren Diebstahl anzeige?“

Sie ist dem Weinen nahe.

„Bringen Sie die Düte, wie sie ist, persönlich in meine Privatwohnung. Wenn Sie es mir nicht wiedergeben, muß ich Sie anzeigen.“

Er drückt sich sehr vorsichtig aus, der wohlkultivierte, ehrsame Herr Chef; es genügt auch, sie weiß, was er will.

„Ach, Verzeihung, ich kann wohl das Konfekt gleich an mich nehmen. Dann brauchen sich Herr Chef nicht erst in der Privatwohnung durch „geschäftliche Angelegenheiten“ führen zu lassen.“

Der Kriegsbeschädigte, gerade dabei, die Hintertür abzuschließen, hat den Vorfall unbemerkt mit angehört. Nun sind beide puterrot, der Chef und das „Mädel“.

„Ach so, hm. — natürlich — um so besser. Wiegen Sie aber genau ab. Meiner vornehmen Kundenschaft kann ich natürlich nicht mehr verkaufen, was mein Lehnmädchen in den Händen gehabt. Das geht von ihrem Lohn ab. Die Anzeige werde ich mir noch mal überlegen.“

Er ist wieder ganz Würde, ganz der „wohlwollende Herr Chef“. Mit einem herablassenden Gruß verschwindet er. Das Lehnmädchen steht noch wie mit Blut übergoßen da. Der Kriegsbeschädigte mahnt ernst:

„Sehn Sie Fräulein, Granatapfelter sind so armen Teufeln wie uns sehr gefährlich. Wir haben sie den Arm zerissen — und jungen, ledernen Dingen können sie noch gefährlicher werden.“

Der Chef ist nicht mehr wohlwollend, er ist sehr wütend, als er sich außer Sichtweite glaubt. Der Rest, der Einarmige, gefällt ihm schon lange nicht mehr. Wie ein Rastor hand er dal Und die unverschämte Feonie! Wenn man nur einen Grund fände, ihn zu entlassen! Verd — le Bestimmung, daß man Scherzbesessene nicht entlassen darf!